

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 125.

Posen, den 2. Juni 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

(Einzig berechnigte Uebersetzung von Otto Albrecht  
van Beber.)

31. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Neugierig betrachtete die Aniede das verschwommene, rötlich beleuchtete Bild über dem Altar. Eine ihr unbekannte Madonna! Aber sie mußte süß und gütig sein, wie die in Sevilla, zu der sie so oft gefleht hatte. Außerdem war sie die Jungfrau der Toreros, deren letztes Gebet sie anhörte, wenn die nahe Gefahr diese rauhen Männer mit aufrichtiger Frömmigkeit erfüllte. Wie oft mochte ihr Juan wohl hier auf den Knien gelegen haben! Und dieser Gedanke genügte, daß sie mit gläubiger Zuversicht zur Santissima aufblickte, als wäre sie mit ihr seit der Kindheit vertraut.

Ihre Lippen wiederholten mit automatischer Schnelligkeit Gebete, aber ihre Gedanken wurden durch den Tumult draußen abgelenkt.

O, dieses dumpfe, manchmal aussehende Getöse eines Vulkans — dieses Brüllen ferner Wogen, ab und zu von tragischem Schweigen unterbrochen. . . Carmen glaubte die Corrida vor Augen zu haben, erriet aus all den Geräuschen die einzelnen Vorgänge. Bald war es eine Explosion empörter, mit gellendem Pfeifen gemischter Rufe — bald das Rauschen vieler Stimmen, die unverständliche Worte sprachen. Dann ertönte ein langgezogener Schreckensschrei, so schneidend, so stark, daß er bis zum Himmel aufzusteigen schien — ein Schrei der Angst, der sie Taufende von bleichen Gesichtern sehen ließ, die dem wilden Lauf des hinter einem Menschen herjagenden Torros folgten. . . Und ganz plötzlich, wie er gekommen, verstummte er: die Gefahr war vorüber.

Langes Schweigen breitete sich aus, ein absolutes Schweigen, in dem das Summen der Fliegen lauter wurde — das Schweigen der Leere, als wäre das riesige Gebäude öde und verlassen, als sähen die vierzehntausend Menschen unbeweglich, atemlos. . . als existierte kein lebendes Wesen außer ihr.

Und plötzlich brach in diese Stille ein endloses Dröhnen, ein Beifallssturm, von dem die Plaza erzitterte.

Aus dem Hof ertönten Peitschenhiebe, Hufgeklapper und eine herrliche Stimme fragte: „Wer ist an der Reihe?“

Neue Picadores wurden in die Arena geschickt.

Zu diesen Geräuschen gesellten sich andere, ganz in ihrer Nähe. Schritte hallten in den benachbarten Räumen, Türen knallten, und Carmen hörte das mühsame Atmen anderer Männer, keuchend, wie unter einer schweren Last.

„Es hat nichts zu bedeuten. . . Nur eine Quetschung. Nicht ein Tropfen Blut zu erblicken! Vor Schluß der Corrida sitzt du wieder im Sattel.“

Und eine schwache Stimme, pfeifend, als käme sie aus dem tiefsten Innern der Lunge, seufzte mit einem Akzent, der Carmen an ihre Heimat erinnerte:

„Heilige Madonna der Einsamen, hilf! . . . Ich glaube, ich habe inwendig etwas gebrochen. Sehen Sie gut nach, Doktor!“

Eisig rieselte es Carmen über den Rücken. Die Nase zwischen den eingefallenen Wangen wurde weiß, ganz spitz, und ihre verstörten Augen suchten die Madonna. Vergeblich nahm sie ihre Zuflucht zum Gebet, um diesen entsetzlichen Lauten zu entgehen. . . Plätschern von Wasser, wie auch die Stimmen der Männer drangen immer wieder an ihr Ohr.

„Heiligste Jungfrau, erbarme dich! Was sollen meine Kinder essen, wenn ihr Vater keine Lanze mehr führen kann?“

Carmen erhob sich. Sie fühlte sich in ihrem dunklen Winkel, in dem das Stöhnen dieses Unbekannten noch qualvoller hallte, einer Ohnmacht nahe, brauchte Luft, mußte die Sonne sehen.

Sie ging auf den Hof hinaus. Ueberall Blut! Blut auf dem Boden, und ringsum die großen Kübel, deren Wasser sich rot färbte.

Die Picadores waren bei dem Signal für die Banderilleros auf zerhundenen Pferden aus der Arena zurückgekehrt, und Carmen sah, wie Potaje schwerfällig seinen gewaltigen Körper aus dem Sattel hob, wobei auf den Stalljungen, der ihm etwas ungeschickt beistand, ein Hagel von Kraftworten niederprasselte. Unter schmerzhaftem Zusammenzucken rief sich der Hüne die linke Schulter, zeigte aber gleich darauf lachend sein gelbes Pferdegebiß.

„Habt Ihr gesehen, wie Juan sich heute macht? Fabelhaft, was?“

Als sein Blick jetzt auf die einzige Frau im Patio fiel, zeigte er nicht das geringste Erstaunen.

„Auch hier, Senjora Carmen? Wie geht's?“ fragte er ganz ruhig in seinem ständigen, von Wein und Stumpfsinn erzeugten Dämmerzustand, den nichts aus der Welt beunruhigen konnte.

„Sie müssen Juan gesehen haben!“ fuhr er fort. „Vor den Stier hat er sich gelegt, direkt vor die Hufe. Das macht ihm keiner nach.“

In diesem Moment rief man ihm von der Tür des Verbandszimmers zu, daß der verunglückte Picador ihn vor seinem Transport ins Spital noch sprechen möchte.

„Adios, Senjora Carmen,“ verabschiedete er sich. „Muß sehen, was dieser arme Kerl will. Es soll schlimm mit ihm stehen.“

Und Carmen verkroch sich hinter einem Pfeiler, um diese rote, schwindelerregende Blut nicht mehr vor Augen zu haben.

„Surtig, Ihr Burschen!“ schrie ein Aufseher die Stallknechte an. „Fest zugepackt, und auf den Boden damit!“

Vorsichtig nahmen seine Leute den auskeilenden Gäulen den Sattel ab und zogen ihnen die Beine mit Lasso zusammen, so daß die Tiere zu Boden stürzten. Und während der rohe Fuß eines Knechtes ihren Kopf niederhielt, nähten andere das ausgerissene Fell wie einen alten Schuh zusammen.

War ein Pferd „in Ordnung“, so stürzte man ihm einen Eimer Wasser über den Kopf, löste die Riemen und brachte es mit Peitschenhieben hoch. Ein übel zugerichtetes Tier hielt zwischen den Zähnen noch Stücke

Haut und einen Büschel roter Haare. Als es die Hörner in seinem Leib spürte, hatte es mit der Wut eines verzweifelten Schafes in den Hals des Toros gebissen. Einige Schinder, denen man die herausgequollenen Eingeweide wieder in den Leib stopfte, überstanden diese mörderische Kur nicht, sondern brachen nach ein paar tockelnden Schritten tot zusammen. Die meisten jedoch erfüllten ihre Pflicht, sich noch einige Minuten auf den Beinen zu halten, bis die Picadores von neuem in die Arena ritten, wo der Toro schon den Rest besorgte . . .

Verzweifelt blickte Carmen um sich. Nur fort! Fort von hier!

Nie in ihrem Leben hatte sie einer Corrida beige-wohnt, viel jedoch davon erzählen hören — aber nur das, was alle Welt sah: den Kampf in der Arena unter der leuchtenden Sonne, mit seinem Gefunkel von blitzender Seide und glitzernden Stickerien, das ganze glänzende farbenbunte Schauspiel. Von all dem Scheußlichen, das sich hinter den Kulissen abspielte, wußte sie nichts. Und davon hatten sie gelebt? . . . Darauf ihr Vermögen aufgebaut? . . .

Kauschender Applaus in der Plaza, laute Befehle im Hof. Der erste Stier war getötet. Das Tor zur Arena flog auf, Musik und Brausen der Menge wogte näher, und die Maulkierdreigespanne galoppierten hinein, um den Toro und die Pferdekadaver herauszuschleppen.

Antonio, noch trunken vor Begeisterung über das, was er gesehen, kam auf Carmen zu.

„Juan . . . einfach kolossal! Hab' nur keine Angst. Der Junge frißt die Stiere lebendig!“

„Führ' mich fort, schnell!“ gab Carmen zitternd zur Antwort. „Mir ist übel. Bring' mich zur nächsten Kirche!“

Der Sattler zog ein schiefes Gesicht. Beim Cid Campeador! Diese wunderbare Corrida im Stich lassen? . . . Und während er zur Tür schritt, überlegte er sich schon, wo er sich am besten drücken konnte, um eiligst zurückzukommen.

Der zweite Toro stand schon in der Arena, und immer noch nahm Gallardo Glückwünsche entgegen. Die gesamte Plaza, ohne Ausnahme, hatte ihn mit Ovationen überhäuft. Als ein Picador bewußtlos am Boden lag, war er mit seiner Capa unmittelbar vor die Hörner der rasenden Bestie geeilt. Durch musterhafte „Verónicas“ — selbst Madrid sah selten derartig hinreißendes Spiel mit dem Mantel — brachte er den durch das nutzlose Stoßen nach dem betrügerischen Tuch verwirrten Torro so weit, regungslos in der Mitte der Arena stehen zu bleiben, wo ihm der Espada, zwei Schritte entfernt, seinen Bauch entgegenstreckte. Ah, er küßte den Impuls seiner großen Tage! Langsam kniete er vor den Hörnern nieder . . .

Der Stier bewegte sich nicht. Behutsam hob der Torero seine Hand, bis er beinahe das Maul berührte. Der Stier bewegte sich nicht. Da tat der Espada etwas, was dem Publikum den Atem nahm. Ganz allmählich streckte er sich, den Mantel als Rissen zwischen den Armen, auf dem Sande aus, unter die Knistern der Bestie, die mißtrauisch schnüffelte, als witterte sie eine Gefahr in diesem bunten Bündel, das sich so verwegen vor ihre Hörner legte.

Als der Toro, wieder in wilder Angriffslust, endlich zum Stoß ausholte, rollte sich der Espada vor seine Hufe und das Tier raste über ihn weg, in seiner blinden Wut vergeblich nach dem aufreizenden Bündel suchend.

Diese tollkühne Tat, wie auch der sichere Stoß, mit dem der andere Matador den Stier erledigte, lösten Stürme der Begeisterung aus. Allein der zweite, für Gallardo bestimmte Stier versetzte das Publikum in schlechte Laune. Ein Riese, tadellos gebaut, lief er, ganz verstört infolge des Geschreis, mit dem ihn die Menge zu reizen suchte, ziellos durch die Arena, sprang sogar argwöhnisch vor seinem eigenen Schatten zurück. Capas wurden ihm entgegengehalten; er machte ein paar Sätze, schnaubte verwundert und galoppierte ab

„Das soll ein Toro sein, dieser lacherliche Affe?“ protestierte die Plaza.

Schließlich gelang es Gallardo im Verein mit den beiden anderen Espadas, ihn bis zu den Schranken zu locken, wo drei Picadores, die Lanze gefällt, unbeweglich im Sattel saßen. Wildschraubend stürzte sich der Stier mit gesenkten Hörnern auf den ersten, sprang aber, ehe das Eisen ihn berührte, zur Seite, um quer durch die wehenden Mäntel der Banderilleros und Peones fortzurufen. Bei dieser Flucht traf er auf den zweiten Lanzenreiter; wieder das wütende Schnauben, der gewaltige Satz seitwärts und das Davonlaufen. Nur dem dritten Picador glückte es, ihn in den Hals zu stechen, was seine Scheu und Hast noch vermehrte.

„Solch ein Greuel! Ein zahmer Toro!“ heulte die gestikulierende Menge. „Senor Presidente, wollen Sie so etwas zugeben?“

Und von den Tribünen tönte ein monotoner Chor:

„Feuer! . . . Feuer!“

Der Herr Präsident schien im Zweifel zu sein. Doch der Stier schreckte wie vor den Lanzen jetzt vor den Mänteln der Espadas zurück. Empört sprangen die Zuschauer auf und wandten sich zur Präsidentenloge.

„Bis wann bleiben Euer Gnaden blind? Ein Skandal, Schlachtoffen auf der Plaza von Madrid! Feuer! . . . Feuer!“

Seine Gnaden winkte schließlich mit einem roten Taschentuch, und eine Beifallssalve begrüßte diese Bewegung.

Feuerbänderilleros sind etwas so Außergewöhnliches, daß alles voll höchster Spannung in die Arena schaute. Ah, dieser Feigling von Stier! Bei lebendigem Leibe sollte er geröstet werden! . . .

Als erster rannte der Nacional, in jeder Hand eine unförmige, schwarze Banderilla, auf den Toro los. Ganz unbekümmert, als verdiente diese Memme keinerlei Voracht — und stieß ihm die beiden höllischen Stäbe in den Nacken.

Ein Knistern wurde hörbar . . . Zwei weiße Rauchwolken stiegen auf. Die Flamme blieb unsichtbar im Sonnenlicht, aber die verbrannten Haare verschwanden, und zwei schwarze Flecken breiteten sich über den Hals aus.

(Schluß folgt.)

Hermann Hesse:

## Die Maschinenschlacht.

Auf der Straße und in allen Fabriken  
Hinter den neidischen trostlosen Mauern  
Schnurren dümm und tödlich die vielen Maschinen,  
Singen das Fabrikantenlied vom Geldverdienen.  
Es wird nicht mehr lange dauern,  
Dann werden die Autos noch böser aus ihren Grelaugen blicken,  
Noch lauter und wüster aus ihren Hüpen brüllen,  
Die Luft noch dichter mit Staub und Dampf  
Und unsre Herzen noch dichter mit Haß erfüllen.  
Und dann geht es los, dann endlich beginnt der Kampf!

Wütend greifen uns an die Maschinen,  
Drücken uns brüllend an die zementenen Wände,  
Nennen uns um, überfahren uns Köpfe und Hände,  
Sind stark wie der Teufel, doch wehe ihnen!  
Sie beliehen ganz und gar aus Verstand,  
Das macht dümm und flach, es fehlt diesem Vieh  
Ganz an Torheit und Liebe, an Traum, Musik, Phantasiel  
Gleich ihren Schöpfern und Herren kommen sie  
Viel zu happig und schnell und wiglos daher gerannt,  
Und das wird ihr Verderben.  
Bald haben wir Menschen die Oberhand  
Und die ganze verfluchte Mechanik muß sterben.  
Maschinen, Rechenstieber und Fabrikanten,  
Wir schlagen sie alle in Fetzen und Scherben,  
In ihren eigenen Rädern trepieren die klugen Erfinder,  
Werden zertrampelt vom sterbenden Elefanten.  
Singend bleiben übrig wir Menschenkinder,  
Pflanzen, Bäume über den öden Ruinen,  
Lanzen noch lang auf dem Grab der dummen Maschinen.

# Regen im Dorf.

Von Richard Quellsenbeck.

Es ist noch eine Viertelstunde, ich sehe das Dorf vor mir auf einem Hügel liegen, die wirre Dächermaße, rot, rostbraun, dunkel, aus der einzelne Sparren ragen und der Glockenturm der Kirche, der wie ein erhobener Arm aussteht.

Meine Hüfte sind bestrahlt, der Staub quillt aus den Löchern der Schnürsenkel, die Sohlen atmen Schweiß aus, beim Gehen wirbeln kleine weiße Witzchen hinter mir her. Vor mir habe ich den Kranz der Berge, ein gezackter dunkler Kranz, aus dem einzelne hohe Blätter, Gipfel von Bergen, die ich kenne, herausragen.

„s wird Regen geben . . . nicht zu schlecht . . .“

Das ist der Schlächter aus dem Nachbardorf, rot, unterseht, mit einer gekreuzten Leinwand. Er lehnt an seinem Motorrad, mit dem er täglich in die Stadt fährt, Fleisch zu holen, Fleisch zu bringen.

Kinder trudeln über die Straße, ein alter Weinbauer mit zerfetzten Stiefeln, zerfetzten Hosen, wiegt langsam hinter mir her.

„Rein schlechter Regen, der kommen wird,“ sagt der Schlächter und fährt sich durchs Haar.

Ich beschleunige meine Schritte, an der Brücke über dem dreißig Meter hohen Abgrund, in den die Leute die jungen Raken zu werfen pflegen, fallen die ersten Tropfen. Der Himmel hinter mir ist rotgelb, es quillt dunkel vom See herauf, ein grauer Schleier ist plötzlich da, steht zwischen Bäumen, Bächen und Häusern. Als ich das Bestium des Holzhändlers Agnelli erreiche, wirbelt mir ein Fehen Sturm die Haare ins Gesicht, bläst den Staub von meinen Stiefeln, hebt mir die Jacke hinten auf, so daß ich fröstelnd zusammenfahre.

„Haben 'nen Spaziergang gemacht . . . he . . .“ Die Frau des Holzhändlers spricht aus dem dunklen Gang.

„Ja,“ sage ich langsam, „nun wirds ein wenig regnen . . .“

„s kommt immer von da unten her . . . vom See . . .“

Der Holzhändler hat sein Pferd abgefriegelt, in den Stall geführt und tritt zu uns.

„Meistens kommt es von da oben her . . . von den Bergen . . .“

„Immer von da unten . . .“ sagt die Frau eigensinnig. Der Holzhändler lächelt und schweigt.

Wir beobachten, wie eine Rake über den Weg läuft, sie kommt mit einem Satz um eine Häuserede, alles an ihr ist Gedrungenheit, Lastigkeit, List. Sie will hinter irgend jemandem her oder ist auf der Flucht vor jemandem. Sie schaut sich unruhig um, mißtrauisch, ob er sie noch erreicht, ob sie ihn noch erreicht. „Vielleicht . . . vielleicht auch nicht,“ denkt sie.

Sie ist auf dem Weg einen Augenblick still, schnüffelt und schnuppert nach allen Seiten; wir sehen sie an. Der Holzhändler Agnelli, seine Frau und ich.

Die Rake denkt: „Da steht nun der Holzhändler Agnelli, der vorgefesselt einen Kloben nach mir geschmissen hat, der mir das Kreuz streifte . . .“

„Die Raken stehlen wie die Diebe . . . muß sich hier vor ihnen in acht nehmen,“ meint Agnelli.

„Und dann steht da,“ denkt die Rake, „der Fremde mit der Sonnenbrille . . . sicher ein Literat oder so ein Bursche, der dem lieben Herrgott die Zeit stiehlt . . .“

„Bei der Witwe Canonica ist eine Rake einmal in einen Topf mit Miesstra gesprungen . . .“

„Davon wird sie wenig gehabt haben,“ sagte ich. Die Rake sieht uns an, macht einen Satz seitwärts, ist hinter einer Häuserede verschwunden.

„Bei dem Schuhmacher Lepori hat eine Rake einmal . . .“

Witz und Donner verschlingen die Worte, für einen Augenblick war der Gang hell erleuchtet, ich sah bis in die Wohnstube, wo die alte Mutter des Holzhändlers neben dem Kamin saß.

„Es ist doch von unten gekommen . . . diesmal,“ sage ich.

Die Frau schaut mich triumphierend an, Agnelli lächelt, die Tropfen schlagen auf das Steinpflaster vor dem Haus. Tapp-tapp-tapp-tapp . . . es ist, als wenn jemand auf einer großen Trommel trommelte.

Ich rette mich ein Haus weiter und bin jetzt bei der Witwe Canonica.

Das ist eine sehr alte Frau, nach vorn gebeugt, mit einem Brusttuch wie die Bäuerinnen des Dorfes es alle tragen, mit einem zerfütterten Gesicht (so als hätte man ein Stück Papier genommen, es in der Hand zusammen geballt und wieder glatt geschritten) und rotgeränderten Augen. Sie ist sehr schwerhörig, die Witwe Canonica, legt beim Sprechen die Hand hinter die Ohrmuschel und schreit einen mit einer scharfen spitzen Stimme an, so daß man das Gefühl hat, man würde von einer Nadel gestochen.

„Spazierengegangen?“ brüllt sie.

„Ja,“ schreie ich zurück in ihren primitiven Ohrtrichter.

Sie nickt verständnisförmig und bewegt die Kiefer mahlend wie alte Leute es zu tun pflegen. Fast alle Sätze, die sie spricht, beginnen mit: „Vor dreißig Jahren . . .“

Vor dreißig Jahren ist sie auch mal spazieren gegangen, und da begann es zu regnen wie heute. Wertwürdige Geschichte: daß es so etwas vor dreißig Jahren gab, ich drücke mein Erstaunen aus; sie wackelt bejahend und bestätigend mit dem Kopf, zieht ihr Tuch fester um die Schultern.

Eine Serie von Witzchen knattert hinter den Bergen weg, die Alte verfolgt sie mit aufgerissenen trübten Augen. Der Donner erschüttert das Haus. Vor dreißig Jahren . . .

Natürlich tropfte vor dreißig Jahren der Regen genau so aus den Regenröhren wie heute, und sie waren genau so zerfächelt und verrottet wie heute. Seit dreißig Jahren, denke ich, hat sich in diesem Dorf nichts geändert, die Häuser standen genau so baufällig, die Kirche lag vor dem Dorf und versammelte auf kleinem Friedhof die Toten um sich. Und da gab es natürlich auch schon, wie heute, das Erbgräbnishäuschen einer reichen Familie, das sich vornahm abseits hält, weil die Insassen zu fein sind, um mit den anderen gemeinsam zu verwesen.

Und die Schule, denke ich, aus der täglich das Gebrüll des Lehrers dringt, wenn ich auf meinem Balkon meine Briefe schreiben will und unbedingt Ruhe brauche . . . ? Natürlich gab es schon eine Schule, wenn es auch ein anderer Lehrer war, der sie beherrschte. Durch das Gewebe des Regens sehe ich schräg eine Hauswand mit einem Schildchen natürlich, ich gehe täglich daran vorbei, wenn ich meinen Vormittagsspaziergang mache. Jetzt fällt es mir auf, weil der Wind daran zerrt und das Holz knallend gegen die Steine fliegt.

„Appartement zu vermieten. Sich wenden an: . . .“

„Es ist also noch nicht vermietet,“ denke ich, „der vornehme Herr, der vor einer Woche mit seiner eleganten Gattin hier herumging und ein Heim für mittlere Ansprüche suchte, hat es also nicht genommen . . .“

„Schlechtes Wetter,“ brüllt die Alte.

Der Holzhändler Agnelli kommt mit langen Schritten auf uns zu, drückt sich zu uns in die Tür.

„Hatten Sie nicht gesagt, ich sollte Ihnen einen Doppelgänger Holz . . .“ „Gut,“ sage ich.

„Vor dreißig Jahren . . .“

„Sehen Sie mal, gleich ist das Schild abgerissen,“ sage ich zu Agnelli, „was für ein Wind . . .“

„Im . . .“ hab's gleich gesagt — wenns von oben kommt, kommts immer ordentlich . . . ist keine Spielerei, wenns von oben kommt . . .“

„Vor dreißig Jahren . . .“

„Ich denke, das beste wird sein, wir gehen,“ sage ich, „sie beginnt ihre Geschichte wieder von vorn . . .“

Der Regen läßt einen Augenblick nach, ich schreie der Witwe Canonica „Auf Wiedersehen“ ins Ohr, springe auf der Straße zwischen Strömen, Bächen und Pfützen und erreichte mit zwei langen Sätzen das Wartehäuschen der Trambahn. Dann geht es wieder, die Mücke knallt und der Donner läßt das Wellblech zittern. Der kahle Raum wird von zwei Bänken möbliert, die abgeessen und ausgehöhlt, von Schrammen und Schründen bedeckt trummbeinig gegen den Kalkstrich gelehnt sind. Zwei gelbe Fahrpläne hängen da; ich lese sie zwanzig mal rauf und zwanzig mal runter, einzelne Namen klingen mir im Ohr, aber zusehendurch sehe ich nach der Tür, wie das Wetter ist. Ich versuche mich zu betrogen, indem ich zwischen zwei Stationen ganz schnell ein gleichgültiges Witzchen nach dem Wetter werfe. So wie man vertrauensvoll schnell einmal zum blauen Himmel aufsieht. Aber der Regen strömt.

Ich denke: Der Regen  
der Regen  
der Regen  
der Regen . . .

Es tropft in mein Gehirn, ich stehe mit hochgeschlagenem Kragen fröstelnd und sehe auf meine Fußspitzen. „Wie ihr voll Staub wart,“ denke ich, „Staub ist nur möglich, wenn Sonne da ist . . .“ wir ihr voll Sonnenstaub wartet . . . ihr Stiefelspitzen . . .“

„Verblöbung,“ denke ich, „Kerl mit einer Sonnenbrille wurde beobachtet, wie er mit seinen Stiefelspitzen sich unterhielt, Kerle stellten hochgradige . . .“

Aus dem Hotel de la gare, schräg gegenüber rattert das künstliche Klavier . . . man wirft einen Groschen herein, und dann springt es los, weil es sich bezahlt fühlt. Ich sehe durch den Regen, eingewiegt in Kälte und Schauer, halb träumend, wie der Apparat in die Oktaven greift . . . es ist ein Charleston natürlich. Was kann hier weit von der Zivilisation unter dem Trommelfeuer eines Landregens anders gespielt werden, als ein Charleston . . .

Vom Wartehäuschen der Trambahn bis zu meiner Behausung sind zwanzig Schritte, ich ersenne ein Niemöhlen der wütenden Güsse, stehe auf dem Anstand wie ein Jäger und renne dann los, als lief ich um mein Leben.

„Vor dreißig Jahren . . .“ tropft es in mein Gehirn, als ich im Bett liege. Und das Schild knallt in meinen Schlaf, die Frau Agnelli behauptet nach wie vor, das Wetter komme von unten vom See. Herr Agnelli lächelt.

Herr Agnelli lächelt Regen, die Witwe Canonica brüllt Regen, das Traumbild löst sich im Nebel und Regen auf.

Am anderen Tag kommt der wirkliche leidhaftige Herr Agnelli zu mir und bittet mich, zu der Witwe Canonica zu kommen. Sie ist krank, es stellt sich heraus, daß sie sich eine Lungenentzündung geholt hat. Im Regen. Nach drei Tagen stirbt sie. Das hat sie vor dreißig Jahren keinesfalls getan. Es war also doch noch nicht alles genau so wie heute. Bei der Beerdigung der Witwe Canonica stehe ich neben der Frau Agnelli. „Wissen Sie noch,“ sagt sie, „vor einer Woche, als das Wetter von unten kam . . . allemal, wenn es von unten kommt, ist es übel . . .“

Der Herr Agnelli lächelt und ich lächle auch. Das Wetter hat sich übrigens merklich gebessert.

# Erinnerungen an Voltaire.

(Zum Gedenken an seinen 150. Geburtstag.)

Ueberhalb Jahrhundert sind verflossen, seit der geistvolle Spötter, 84 Jahre alt, die Augen schloß, aber mehr noch als durch seine Werke ist er durch die weitverbreiteten Anekdoten über seinen Witz und seine Weisheit uns im Gedächtnis geblieben. Wir wollen deshalb einige von ihnen erzählen.

Eines Tages, als Voltaire bei seiner vieljährigen Geliebten, Frau Châtelet, zu Besuch war, unterhielt er sich scherzend mit einem Knaben, dem er einen Kursus in Lebensweisheit gab. „Lieber kleiner Freund," sagte er, „wenn man die Männer geübt machen will, muß man die Frauen für sich gewinnen. Und die Frauen zu gewinnen, muß man sie kennen. Du mußt bedenken, daß alle Frauen falsch sind und . . ."

„Was," rief Frau von Châtelet empört, „alle Frauen?" — „Verehrte Frau," sagte Voltaire, „ein Kind darf man nie hinter's Licht führen!"

Die Herzogin von Chaulnes sagte eines Tages Voltaire warme Lobesworte in Bezug auf seine Werke und rühmte insbesondere seine harmonische Prosa.

Da warf sich Voltaire ihr zu Füßen und rief: „Gnädige Frau, ich lebe mit einer Frau zusammen, die kein Gefühl besitzt und nicht ahnt, was Harmonie, was Rhythmus ist. . . ." (Diese Frau, von der er sprach, war die größte Liebe seines Lebens, Frau von Châtelet!)

Als diese 1740 im Wochenbett starb, suchte Voltaire eifrig nach einem Ring, den sie lange getragen und der in einem geheimen Versteck ein Miniaturbild von ihm barg. Er wollte diesen Ring an sich bringen, um zu verhindern, daß er dem Gatten der Verstorbener in die Hände fiel. Dieser aber hatte den Ring bereits an sich genommen und entdeckte auch sofort den geheimen Mechanismus. Voltaire näher sich etwas schuldbehaftet und verlegten dem betrogenen Ehemann, um dann aber zu entdecken, daß das Portrait nicht ihm, sondern seinen Nachfolger in der Gunst der Dame darstellte. „Darin können wir uns einig sein," sagte er zu Herrn von Châtelet, „daß wir hiermit beide nicht sonderlich prahlen können."

Eines Tages, als Voltaire mit einer sehr frommen Dame beim Kartenspiel saß, brach ein heftiges Gewitter aus. Die Dame machte das Zeichen des Kreuzes, mit der Begründung, daß sie sich in Voltaires unheiliger Anwesenheit einem Blitzschlag besonders ausgefetzt fühle. Voltaire entgegnete wütend: „Wissen Sie denn nicht, daß ich in einer einzigen Verszeile von Gott vorteilhafteres gesagt habe, als Sie in ihrem ganzen Leben von ihm gedacht haben?"

Die Zeile, auf die er anspielte, heißt: „Wenn Gott nicht existierte, müßte man ihn erfinden!"

Voltaire hatte stets eine Bibel auf seinem Schreibtische liegen. Als man ihn nach dem Grund fragte, erwiderte er: „Wenn man einen Prozeß führt, muß man die Darlegungen seines Gegners stets zur Hand haben."

Ein schreibender Verüßelmacher schickte Voltaire das Manuscript zu einer ungeheuer langen Tragödie, über die er Voltaires Meinung erbat. Voltaire las das Stück und schickte es zurück, nachdem er auf jedes Blatt geschrieben hatte: „Machen Sie Perücken! Machen Sie Perücken! Machen Sie Perücken!" was den Verüßelmacher zu der Bemerkung veranlaßte: „Herr Voltaire scheint alt zu werden, denn er beginnt sich zu wiederholen. . . ." Trotzdem versteht er sein ungeliebtes Dichtwerk mit einer Zueignung an Voltaire, den er seinen lieben Kollegen nennt.

In einer Gesellschaft sprach einer der Anwesenden zu Voltaire von dem berühmten Schweizer Anatom und Dichter v. Haller. „Ja, dieser Herr v. Haller ist ein großer Gelehrter und ein großer Philosoph!" — „Es ist umso liebenswürdiger, so von ihm zu sprechen," unterbrach ihn ein Freund, „als er durchaus nicht ebenso von Ihnen spricht."

„Ach, das spielt keine Rolle," erwiderte Voltaire. . . . „übrigens kann es ja gut sein, daß wir uns beide täuschen."

Einige Damen, die bei Voltaire zu Tisch geladen waren, begannen nach der Mahlzeit Geschichten von Dieben zu erzählen. Als jede von ihnen ihre Geschichte vorgebracht hatte, bat man Voltaire, endlich auch eine zu erzählen. „Meine Damen," sagte er, „es war einmal ein Steuerpächter. . . ein Steuerpächter. . . das übrige habe ich wahrhaftig vergessen. — aber dies genügt ja."

Als Voltaire auf seinem Sterbebette lag, gelang es einem besonders energischen Abt, unangemeldet in sein Zimmer einzudringen, wo er sich vor dem Bett niederwarf und den Sterbenden anflehte, um Himmelswillen seine Sünden zu bekennen. „Wer hat Sie hergeschickt?" fragte der Kranke. — „Wer mich geschickt hat? Gott selber hat mich geschickt," erklärte der eifrige Vater. „Ach bitte, Herr Abt, dann zeigen Sie mir doch freundlichst Ihr Beglaubigungsschreiben!" erwiderte Voltaire.

## Heiteres von Journalisten.

### Aufmunterung.

„Hier habe ich einen wunderbaren Bericht für Sie," sagte der Journalist, „es ist die beste Reportage, die ich je gemacht habe." „Na, dadurch brauchen Sie sich nicht gleich entmutigen zu lassen," klopfte ihm der Herausgeber der Zeitung auf die Schulter.

### Selbsterkenntnis.

Eine kleine ungarische Zeitung brachte neulich folgenden Nachruf auf einen toten verschiedenen Bürger der Stadt: „Herr

Bögedy hat viel in seinem Leben erfüllt; er war Abonnent unserer Zeitung von ihrer ersten Nummer an."

### Bestehende Anfrage.

„Bekommen Sie manchmal geistige Anregungen für die Ausgestaltung Ihres Blattes?" fragte der beliebte Paul Morgan einen Verleger.

„Oh ja, sehr viele sogar," erwiderte der. „Nun möchte ich bloß mal wissen," fragte Morgan weiter, „warum Sie diese dann nie benutzen?"

### Die Kritik.

Ein junger Dichter hatte an Alfred Kerr ein Drama „zur geistl. Prüfung" eingesandt.

Nach vierzehn Tagen begab er sich zu dem gefürchteten Kritiker: „Nun, Herr Doktor Kerr, haben Sie mein Stück gelesen?" „Gewiß, junger Freund."

„Ah, und was sagen Sie dazu?" Kerr räusperte sich und erwidert dann: „Die Orthographie ist ganz ausgezeichnet."

### Der Trinkspruch.

Der Herausgeber eines deutschen Witzblattes feierte seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag.

Während des Festessens klopfte ein bekannter Kritiker an Glas, erhob sich und sagte herzlich:

„Meine Damen und Herren! Trinken wir auf die Gesundheit unseres lieben Jubilars und hoffen wir, daß er ebenso alt wird wie die Witze in seinem Blatt!"

### Ein Journalist stirbt.

Diese ist eine der hübschesten Pariser Journalistengeschichten, die hier „Le Rire" nachgezählt sein möge.

Ein Journalist starb und kam aus Himmelslor. „Wer ist da?" fragte Petrus.

„Ein Journalist." „Hinaus!" schrie Petrus, „Journalisten kommen nicht in den Himmel."

Der Journalist kletterte pfeifend zur Hölle hinunter und klopfte: „Ein Journalist begehrt Einlaß!"

Bumm, schmiß der Teufel das Tor zu: „Journalisten können wir hier nicht gebrauchen!"

Da setzte sich der Zeitungsmensch auf die Treppe, die vom Himmel zur Hölle führt, und gründete eine Zeitung.

Eine Woche später hatte er Pressearten für Himmel und Hölle.

### Frage und Antwort.

Der Redakteur einer Londoner Wochenschrift erhielt eines Tages von einem ihm unbekanntem Herrn namens Geklepem ein Gedicht mit achtzehn Strophen und der Ueberschrift: „Warum bin ich nicht tot?"

Der Redakteur schrieb an Herrn Geklepem: „Sehr geehrter Herr! Sie sind nicht tot, weil Sie mir das Gedicht per Post gesandt haben, anstatt es persönlich zu bringen."

### Dichter und Redakteur.

Ein junger Dichter mit wallenden Haaren und breitflatterndem, schwarzseidenem Schlips kommt auf die Redaktion und fragt den Hauptschriftleiter: „Was halten Sie von dem letzten Gedicht, das ich Ihnen eingesandt habe?"

Der Redakteur reicht ihm strahlend die Hand: „Sehr erfreut, zu hören, daß es Ihr letztes war!"

## Aus aller Welt.

Ein Jubiläum des elektrischen Lichtes. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas feiern in diesem Jahre das 50jährige Bestehen des elektrischen Lichtes, das sie datieren von der Erfindung der Kohlenradstrahlampe Edisons. Die erste öffentliche Beleuchtung erfolgte im Dezember 1878 in Boston. Bereits im Frühjahr 1878 erhielt die Avenue de l'Opera in Paris elektrische Beleuchtung, bei Gelegenheit der Eröffnung der Weltausstellung. In Deutschland fand in den folgenden zwei Jahren das elektrische Licht hier und da Eingang.

Vögel, die an Bäumen trinken. Der in Japan vorkommende Baum Quercus Ilex besitzt die Eigenschaft, während der Wintermonate einen süßen Schleim abzusondern. Dieser Schleim ist nun bei einer Art kleiner Vögel, die die Japaner als Mejiro bezeichnen, so beliebt, daß sie, sobald der Saft aus dem Baume herausstritt, in Scharen herbeikommen, um ihn mit ihren langen Zungen aufzusaugen. Auch auf den Bahama-Inseln lebt ein Specht (Picus varius) der mit Vorliebe Löcher in die Stämme von Blauholztannen häßt, weil sodann aus den Verletzungen ein süßer Saft fließt, den diese Spechte sehr lieben. Wenn die Spechte die Saftquelle verlassen, dann kommen sogar noch zwei andere Vogelarten herbei, um an den Resten zu naschen.

## Fröhliche Ecke.

Kompliment? Der Sänger hatte geendet. Schweifend sagte dieser: „Ich wollte, ich wäre reich, so würde ich natürlich nie mehr singen." — Der Freund erwiderte: „Ich wollte auch, ich wäre reich, dann würde ich dir das nötige Geld geben."

Anknüpfung. „Darf ich Sie auf etwas aufmerksam machen, meine Gnädigste?" — „Worauf?" — „Auf mich!"